

ARS VIVENDI

TOMMIE GOERZ



# AUF DEM KELLER

BIER  
GESCHICHTEN

**Tommie Goerz** (Dr. Marius Kliesch, geb. 1954) hat Soziologie, Philosophie und Politische Wissenschaften studiert, wohnt in Erlangen, ist verheiratet und Vater zweier erwachsener Kinder. Nach zwanzig Jahren bei einem der größten Agenturnetzwerke der Welt war er Dozent für Text und Konzeption an der Georg-Simon-Ohm-Universität Nürnberg und lehrte an der Faber-Castell-Akademie in Stein. Heute unterstützt er die hl-studios in Tennenlohe. Er gewann unter anderem den Bronzenen Löwen in Cannes (2007), ist Mitglied im *Syndikat* und spielt in der Band *Hans, Hans, Hans und Hans*. Bei ars vivendi erschienen seine Kriminalromane *Schafkopf* (2010), *Dunkles* und *Leergut* (beide 2011), *Auszeit* (2012), *Einkehr* (2014) und *Schlachttag* (2016), in denen jeweils der Nürnberger Kommissar Friedo Behütuns ermittelt, sowie sein Kurzkrimi-Sammelband *Der Tod kommt schnell* (2015).

Tommie Goerz

# Auf dem Keller

Biergeschichten

ars vivendi

Originalausgabe

Erste Auflage April 2017  
© 2017 by ars vivendi verlag  
GmbH & Co. KG, Bauhof 1,  
90556 Cadolzburg  
Alle Rechte vorbehalten  
[www.arsvivendi.com](http://www.arsvivendi.com)

Lektorat: Dr. Felicitas Igel  
Umschlaggestaltung: FYFF, Nürnberg  
Motivauswahl: ars vivendi  
Coverfoto: © plainpicture/Christoph Eberle  
Druck: Orthdruk

Printed in EU

ISBN 978-3-86913-767-4

Auf dem Keller

*»Wos könnensmern embfehn?«  
»Der Rinderbrohdn müsserd wech. Und Brohdwöschd  
machn ah ned vill Ärbädd.«*

Dieses Buch ist den fränkischen  
Gastwirtinnen und Gastwirten gewidmet.  
Wenn's euch ned gäb ...

# Inhalt

Zu diesem Buch	9
Verschdehds?	12
Warum »auf«?	19
Gschbühr	29
Andwoddn	42
Oddnung	52
Wos griehngmern?	60
Es Glügg	63
Am Grohb	71
Griehng	75
Ahmoll bringinern nu umm	77
Obsdbäum	91
Im Kubf	96
Allah am Keller	104
Fungloch	108
Bfliedschn mid diggn »i«	114
Frohng	118
Schimb_fm	126
Ohber des dauerd	130
Schrumblerd	136
Brachd werd niggs	141
Di Libb	143
Derhamm	148
Glüggskegs	152
Bleibd derhamm	158
Karbfm	162
Niened	174
Di Aung	178

Di leddsde Rundn	180
Wo is des Broblehm?	187
Midder Mudder	193
Ahned richdi	197
Kerng	199
Un meine Schie?	202
Edds is besser	206
Heimat, süße »Haimat«	214
Ah leddsdes Wodd nu	217
Gwelln	220
Textnachweis	221



## Zu diesem Buch

Mit Landstrichen, ihren Bewohnern und Dialekten ist es wie mit der Liebe: Hat man jemanden ins Herz geschlossen, verzeiht man ihm einiges. Dann kann sich der oder die Geliebte ruhig einmal – und auch mehrmals – danebenbenehmen. Man wird sie oder ihn trotzdem gegen alle Kritiker in Schutz nehmen und verteidigen. Man wird Verständnis zeigen für das Handeln bzw. die Ausrutscher und Fehltritte der oder des Geliebten oder zumindest nach Gründen suchen, die sie einem verständlich machen.

Und die dann auch finden.

Garantiert.

Und dann sehr schnell darüber hinwegsehen.

So geht es dem Hans mit Franken und den Franken. Da betritt man, der Klassiker schlechthin, ein Wirtshaus – und wird erst einmal angeraunzt. Volles Brett.

»Däi Küchn hod zou.«

Oder: »Ihch sohgs der gleich: Brohdn is aus.«

Warum ist das so?

Keine Ahnung. Aber Vorsicht: Wahrscheinlich war es überhaupt kein Anraunzen, sondern man hat es nur falsch verstanden. Im Grunde war es gut gemeint, freundlich und sogar zuvorkommend. Man muss nur einmal einen Moment lang darüber nachdenken, was der Wirt mit seinem vermeintlichen Raunzer eigentlich meint. Dann versteht man es auch.

Auch, dass er gar nicht raunzt.

Oder, noch so ein Klassiker: Man setzt sich in die Gaststube und wird erst einmal minutenlang überhaupt nicht wahrgenommen.

Missachtet.

Man ist Luft.

Steht man dann auf und geht wieder? Als Fremder vielleicht, ja, aber als Franke nicht. Denn der Wirt wird schon seine Gründe dafür haben. Wahrscheinlich hat er im Moment Wichtigeres zu tun, außerdem will er sich – und das kann man doch nachvollziehen, dafür muss man Verständnis haben – nicht für jeden dahergelaufenen Gast sofort zum Knecht machen und ihn umgehend devot bedienen, bitte sehr, bitte gleich. Nein, weder »bitte« noch »gleich«, aber beides sehr.

Auf den Kellern übrigens wird man gleich gar nicht bedient. Grundsätzlich. Fertig. Da heißt es generell – nein, nicht Selbstbedienung, sondern: *Selbstabholung*, Buchstabe für Buchstabe schön auf Holz gemalt, wie etwa am *Reifenberger Keller*. Da macht man dem Gast nicht einmal bei den Begrifflichkeiten etwas vor. Bedienung? Kannst vergessen! Hol's der selber!

Aber erleben kann man auf den Kellern viel – und wenn es nichts ist, was man erlebt. Das macht den Reiz und das Geheimnis der Keller aus. Nirgendwo sonst in Deutschland gibt es diese einzigartige Kultur. Einfach nur sitzen, trinken und nichts. Herrlich!

Bei diesem Sitzen auf den Kellern sowie bei Streifzügen durch die Wirtshäuser und Landstriche Frankens ist dieses Büchlein entstanden. Geschichten und Anekdoten aus Franken, die typisch sind für das Land.

Diese Geschichten übrigens haben sich alle zugetragen, nicht eine ist erfunden. Der Hans hat sie auf seinen Streif-

zügen entweder selbst erlebt, oder Freunde und Bekannte haben sie erlebt und ihm erzählt.

Im Grunde ist es mit diesem Büchlein wie mit dem Bier: Mit Bier kann man sich manches schöntrinken. Entsprechend lässt sich dieses Büchlein als Versuch verstehen, sich einen Landstrich mit seinen Bewohnern gnadenlos schönzuschreiben. Nicht immer ganz ernst gemeint, mit viel Lust und Liebe, voller Nachsicht und Verständnis, und immer auf der Suche nach einem möglichen Grund, warum die Franken so sind.

Und damit: Auf in die Wirtshäuser und auf die Keller!

## Verschdehsd?

In Franken muss man mit dem Fränkischen halbwegs vertraut sein, sonst sitzt man schnell einmal einem Missverständnis auf, und manchmal ist man auch der Depp.

Grob geschätzt hat man es hier mit mindestens drei Arten des Nicht- oder Falschverstehens zu tun. Aus diesen muss nicht immer ein Missverständnis erwachsen, man kann ja, wenn man etwas nicht verstanden hat, ganz einfach mit einem dezenten »Hä?« noch einmal nachfragen. Dieses kleine »Hä?«, fragend und nicht aggressiv ausgesprochen, bedeutet so viel wie »Oh Verzeihung, das habe ich jetzt gerade nicht verstanden. Könnten Sie das bitte noch einmal wiederholen?« In solchen Dingen ist das Fränkische erfrischend kurz.

Man muss dieses »Hä?« allerdings gut beherrschen und treffsicher setzen können, denn etwas länger gezogen mit zum Ende hin ansteigender Tonkurve und dadurch einem kaum hörbar aggressiven Unterton heißt dieses »Hä?« so viel wie: »Hey, habe ich gerade richtig gehört? Sag das noch einmal! Ich glaube, du tickst nicht ganz richtig! Bei dir hackt's doch!« Es kann also bei Einsatz dieses »Hä?« aus dem Nichtverstehen sehr schnell ein Missverstandenwerden resultieren. Deshalb sollte man im Umgang mit und beim Einsatz des »Hä« sehr vorsichtig sein.

Doch zurück zu den drei eingangs erwähnten Arten des Nichtverstehens. Die erste ist die des rein akustischen

Nichtverstehens. Dann hat man das Gesagte halt einfach nicht richtig gehört und fragt, wie gerade beschrieben, nach.

Dann gibt es die Art des Nichtverstehens, bei der man den Sinn nicht verstanden hat. Akustisch alles okay, aber aus der Lautfolge erschließt sich einem die Bedeutung nicht. Beispiele dafür, die gern und immer wieder genannt werden, gibt es wie Sand am Meer. Es sind Wendungen wie das berühmte »Amamalaadamala hamaadahamm«, »aohdsullds Buddlersbah«, »Mohlodirolohroh« oder »douamolldoudi Rowääannahär, Doldi«. Aber wenn man zum Beispiel weiß, dass eine »Rowääanna« eine Rollwanne, also eine Schubkarre ist, ist der Hauptgrund des Nichtverstehens schon ausgeschaltet, und man begreift plötzlich, was der andere sagt und dass er dich einen Doldi geschimpft hat. Dann kann man entsprechend darauf reagieren, und was das für eine Reaktion ist, bleibt jedem selbst überlassen.

Oft kommt das Nichtverstehen, gerade bei Fremden, ja gar nicht vom Nichtverstehen der dialektspezifischen Eigenheiten und Ausdrucksweisen, sondern vielmehr daher, dass man schlicht abgelenkt ist – abgelenkt von der Faszination, mit der man den Mund des fränkisch Sprechenden beobachtet, im Speziellen die Zunge. Weil man immer das Gefühl hat, jetzt!, nein jetzt!, aber jetzt wirklich! verschluckt sich der Sprecher an dem dicken Lappen, der ihm im Mund beim Sprechen ständig irgendwie im Weg zu sein scheint, er gleichzeitig dieses Handicap aber mit erstaunlicher Leichtigkeit völlig unbeeindruckt meistert. Besonders tritt dies beim L zutage. Für diesen Buchstaben gibt es – ähnlich wie bei dem fast spanisch derb gerollten R – diverse gutturale Laute, für die unser Alphabet keinerlei Möglichkeiten der Notation bzw. Transskription bereitstellt.

Schon als Jugendlicher hatte Hans zusammen mit Freun-

den einmal begonnen, einen Sprachkurs fürs Fränkische zu entwerfen. Lektion eins umfasste, um den Einstieg nicht gleich zu schwer zu gestalten und die Kursteilnehmer nicht zu entmutigen, lediglich drei kurze Sätze. Zu Lektion zwei kam es dann nie.

Die drei Sätze von Lektion eins?

Ein wenig Gurke.

Ein bisschen Gelbwurst.

Ein wenig Möbelpolitur.

Aber auf Fränkisch.

Awengan Gurgne – das lässt sich nicht notieren. Brutalstmöglich gerolltes »r«, und das »gngne« nahtlos im Übergang vom »r« leicht guttural hinten am Gaumen oben hauchartig angeschnalzt – man muss das hören, es lässt sich nicht beschreiben.

Egal.

Awenga Gellbwoschd – der Franke weiß, wo beim »ll« die Zunge zu sein hat und wie zart und liebevoll-locker das »woschd« daherkommen muss.

Awengan Gurgne.

Awenga Gellbwoschd.

Und dann: Awenga Möhblbolliduhr – das ist dann schon sehr hohe Kunst für die Zunge. Vom ersten »b«, gesprochen am äußersten Rand der Lippen nahtlos nach vorne aufs »l« beinahe schon jenseits der Lippen, fast im freien Raum, aber trotzdem ganz leicht, wie aufblubbernd, gesprochen, die Zunge am Rand der Kontrolle, und sofort wieder zurück zum »b«. Und mit den tiefen Umlauten bzw. Vokalen »ö«, »o« und »u« dabei immer schön unterkühlt im Keller bleiben – daran müssen manche über Jahre üben. Der Franke kann das sogar schon mit dem Schnuller im Mund. Aber es kommt nicht von der Muttermilch.

Und dann gibt es noch die Art des Miss- bzw. Nichtverstehens, die eigentlich ein komplettes Falschverstehen ist. Das Beispiel, das Hans hierzu schon seit Jahren immer und immer wieder anführt, ist folgendes – und bedient, kaum vermeidbar, auch gleich wieder ein altes Klischee. Doch der Reihe nach.

Hans war, wie so oft, doch die Begebenheit ist jetzt auch schon wieder Jahre her, es war im späten Herbst, in der Fränkischen Schweiz unterwegs. Auf der Nordseite des Berges Hetzles. Von Gaiganz aus war er losgelaufen und kam nach Ermreus, ein kleines Kaff auf dem Weg hinüber nach Weingarts. Eines der wohl knapp zwanzig Häuser von Ermreus ist das Gasthaus *Zum Bernd* von Bernhard Distler. Seit Langem schon hatte Hans vor, dieses Gasthaus einmal zu besuchen. Doch jedes Mal, wenn er daran vorbeikam, war es entweder Sonntagmittag, und es standen schon so viele Autos davor, dass es sich von selbst erübrigte, überhaupt hineinzusehen.

Oder aber das Gasthaus war zu.

Diesmal aber standen dort lediglich zwei, drei Autos, es war an einem Wochentag, und er vernahm, noch draußen vor dem Gasthaus stehend, diverse Stimmen aus der Gaststube; auch klapperten Bestecke, Teller, Gläser. Auf jeden Fall: Es klang sehr einladend. Also beschloss Hans umgehend, einzutreten. Er klopfte sich die Schuhe draußen ab, denn er wusste, wie gerne es die Wirte sahen, wenn man mit Lehmklumpen an den Füßen in die Gaststube kam, ergriff die Klinke, drückte sie herunter, öffnete die Tür und setzte gerade den Fuß auf die Türschwelle, da ging am anderen Ende des Ganges hinten die Türe – die Tür ins Allerheiligste, die Gaststube – auf, eine Person, mit Sicherheit der Wirt, trat in den Rahmen, sah ihn kurz an und sagte: »Zeann Essn hammer fei niggs.«

Peng.

Kein Lächeln, kein »Grüß Godd«, im Gegenteil: Abweisung pur.

Fränkische Grantigkeit? Typisches Wirtsverhalten, wie es in Klischees immer und immer wieder bemüht wird? Klassisch mufflerde Unfreundlichkeit von Wirten, die den Gast nur als Belästigung empfinden – und das dem Gast gegenüber auch ungebremst, ja beinahe wollüstig, zeigen?

Weit gefehlt.

Sehr weit gefehlt!

Und das ist genau die dritte Art des Miss- bzw. Nichtverstehens. Wenn man den Wirt bei Ton und Wortbedeutung nimmt, dann hat man unweigerlich das Gefühl: »Der schmeißt mich raus«, er gibt mir ohne jede Blume zu verstehen: »Hau du bloß ab!«

»Zeann Essn hammer fei niggs.«

Was kann man hier denn missverstehen?

Das ist genau der Punkt, an dem Fränkische Kunst beginnt. Nur einmal ganz einfach und logisch gedacht:

Hier ist ein Wirt.

Wovon lebt der?

Von seinen Gästen.

Und die beißt er weg?

Wo ist da der Sinn?

Es gibt keinen – es macht keinen.

Jeder Wirt, der seine Gäste so behandelte, wäre ein Depp. Und binnen Monatsfrist auch pleite. Das ist logisch.

Was aber sagt einem der Wirt dann mit seinem »Zeann Essn hammer fei niggs«?

Im Grunde ist es ganz einfach, denn dieser Wirt ist ja nicht dumm. Keiner der Wirte im Fränkischen ist das.

Dieses direkte »Zeann Essn hammer fei niggs« ist, bei Licht betrachtet, Bedienung und Service in Reinkultur. Es



ist zuvorkommend, zu hundert Prozent im Interesse des Gastes und macht dem Gast das Leben leicht. Oder leichter, zumindest für diesen Moment.

Denn der Hans war nicht der erste Gast, der im Leben dieses Wirtes das Wirtshaus betrat.

Und was macht ein Gast, wenn er im Spätherbst oder Winter in ein Wirtshaus kommt?

Er kommt herein.

Er sieht sich um.

Er nickt vielleicht den Männern zu, die am Stammtisch sitzen – und dann beschlägt schon seine Brille.

Er zieht die Handschuhe aus und stopft sie umständlich in die Jackentasche. Wo sie nicht richtig hineinpassen wollen. Vielleicht fällt sogar einer zu Boden.

Er nimmt die Brille ab und sucht nach einem Tuch.

Tastet umständlich mit seinen durchgefrorenen Fingern danach.

Er wischt die Brille ab, putzt sie und setzt sie wieder auf.

Er sieht sich wieder um und sucht nach einem Platz.

Schaut, wer so alles da ist.

Er nimmt die Mütze ab.

Er öffnet seine Jacke und pellt sich aus ihr heraus.

Er rollt den Schal, der noch um seinen Hals liegt, ab.

Er stopft die Mütze und den Schal in einen Ärmel seiner Jacke, halb blind, denn inzwischen ist die Brille längst wieder beschlagen.

Er putzt sie wieder.

Umständlich, unbeholfen, die Finger kalt.

Dann endlich – ...

Nein, erst sucht er noch die Garderobe und hängt seine Jacke auf. Dann endlich nimmt er Platz.

Und wartet.

Er sieht sich um.

Die Brille beschlägt schon wieder ...

Am Stammtisch schweigen die Männer.

Er wartet weiter.

Wartet.

Wartet.

Dann kommt der Wirt, stellt sich an seinen Tisch, und endlich hat der Gast Gelegenheit, etwas zu fragen.

»Gibds was zum Essn?«

Oder »Habdera Schbeisekaddn?«

Und erst *jetzt* kann der Wirt ihn davon in Kenntnis setzen, dass die Küche geschlossen ist.

Das alles kann er doch dem Gast ersparen. Und tut er auch.

Mit diesem Satz: »Zeann Essn hammer fei niggs.«

Sofort ausgesprochen, ehrlich, glasklar und direkt. Der Wirt mit seiner jahre-, wahrscheinlich oft jahrzehntelangen Erfahrung sieht es seinen Gästen doch auf den ersten Blick an, ob sie zum Essen oder nur zum Trinken kommen. Das muss man ihm schon zugestehen.

So.

Und wenn er nun dem Gast die für dessen Bedürfnislage wichtigste und zentrale Information umgehend und von Anfang an zur Verfügung stellt – wie kann er sich denn im Interesse des Gastes besser verhalten als so?

»Zeann Essn hammer fei niggs.«

Hans ist ja schon seit Langem davon überzeugt, dass das Klischee der Grantigkeit sich seit jeher nur aus solchen Missverständnissen speist. Denn vielfach wird die Offenheit und Direktheit der Wirte im Sinne des Gastes genau von jenem fehlgedeutet und somit nicht verstanden. Und so entstehen dann Legenden.

## Warum »auf«?

Bierkeller in Franken befinden sich vielfach außerhalb der Ortschaften, oft sogar weiter draußen und an Stellen, an denen man sie nicht vermutet. Nicht selten an einem Berg- hang, unter alten Bäumen und mit weiter Sicht ins Tal.

Hier kann man im Sommer herrlich sitzen und sei- ne Gedanken weit treiben lassen, man denke nur an den *Reifenbergkeller*, den *Schwarzen Keller* oder den *Senften- bergkeller*, um nur drei zu nennen.

Warum die Keller oftmals weiter draußen und auch an Hängen gelegen sind, das hat dem Hans einmal der Inha- ber vom *Schwarzen Keller* erzählt, der Brauer, Wirt und Biersommelier Stefan Pfister aus Weigelshofen. Denn der *Schwarze Keller* der Pfisters ist gut und gerne zehn Minu- ten zu Fuß von Ort und Brauerei entfernt. Bergauf.

Sie, also seine Vorfahren, hätten früher mehrere Keller gegraben, in den Sandstein hinein, hatte der Pfister erzählt, doch für das Bier sei es dort im Sommer immer zu warm gewesen. Warum? Weil diese Keller letztlich nur Löcher gewesen seien, irgendwo planlos hineingetrieben. Für den richtigen Standort eines Kellers aber müsse man sich ein wenig mit der örtlichen Geologie befassen – und das hat jetzt wieder speziell etwas mit Franken zu tun. Denn hier,

zumindest in der Fränkischen Schweiz, besteht der Untergrund zu einem Teil aus dicken Schichten Sandstein, das ist vor Jahrmillionen irgendwann einmal abgelagerter Schwemmsand, und darauf einer dicken Schicht Muschelkalk, also Sediment, das auf den Grund des Meeres, welches hier einmal war, hinabgesunken ist, sich dort viele, viele Meter aufgetürmt hat und zu Fels geworden ist. Solche Kalkfelsen treten überall in der Fränkischen Schweiz hervor.

Der Kalk hat die Eigenschaft, dass er relativ leicht Wasser durchlässt. Er wird im Lauf der Zeit auch ausgeschwemmt, und es bilden sich Höhlen, von denen es in der Fränkischen Schweiz ja genügend gibt. Oder es entstehen unterirdische Wasserläufe, die, wenn sie zu voll sind, auch zeitweise als Quellen sprudeln, Tümmeler genannt, wie etwa im Leinleiertal, in Dürrbrunn oder bei den zahlreichen unterirdischen Zuflüssen der Wiesent. Deshalb ist diese auch so kalt.

Um nun aber den richtigen Standort für einen Keller zu finden, muss man wissen, wo die Grenze zwischen diesen beiden Schichten verläuft – also die zwischen dem Kalk und dem Sandstein. Und dann muss man sich knapp unterhalb der Kalkschicht in den Sandstein graben. Das sind die besten Standorte.

Warum?

Weil das Wasser, das durch den Kalkstein sickert, dann die oberste Schicht des Sandsteins sommers wie winters schön feucht hält. Nur so bleibt der Keller auch im heißesten Hochsommer angenehm und gleichmäßig kühl und heizt sich nicht auf. Das klassische Kühlprinzip ständiger Verdunstung – und der eigentliche Grund dafür, warum sich die meisten Keller irgendwo am Hang befinden. Deshalb sind das dann fast immer auch die schönsten.

## AUF A SEIDLA!

Warum geht man in Franken »auf« den Keller? Warum wird man dort fast nie bedient? Warum sagt man fränkischen Wirten nach, sie seien oft mufflerd – und überhaupt: Warum sind die Franken so, wie sie sind? Tommie Goerz ist »mibm Hans unterwegs« – in den Wirtshäusern, den Landschaften und auf den Kellern der Region. Dabei schaut er den Leuten aufs Maul und tief in die Seele, setzt sich mit Stereotypen auseinander und stößt immer wieder auf Überraschendes. »Auf dem Keller« ist Franken, wie es riecht, schmeckt, klingt, motzt, schweigt, isst, trinkt. Eine ehrliche Liebeserklärung in 35 kurzen Geschichten.

ISBN 978-3-86913-767-4



9 783869 137674

€ 14,00 | D  
€ 14,90 | A

[www.arsvivendi.com](http://www.arsvivendi.com)

ars vivendi<sup>®</sup>